

# Oscar Bie

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XX. Jahrgang 1924, 1. Band

## **Zum 60. Geburtstag**

in unsrer guten Stube, die ich wohl auch Salon nennen darf, hängt ein kleines Pastellbild, Birken am Weg mit grau-violetten Stämmchen und mit gelben Laubkronen im Sonnenuntergang, die wie blonde Wuschelköpfe aussehen. Die Birken haben das Mädchenhafte ihres Baumgeschlechts, den Knicks und die Neigung im Winde, der dieser regelmäßigen Schnur noch ihren Rhythmus gibt. Die Leute sagen dazu: „O, ganz reizend!“, und die Kenner fragen nicht ohne Unrecht: „Ah, ein Lesser Ury?“, worauf ich nicht ohne Stolz erkläre: „Nein, ein echter Oscar Bie!“ – so mit einer leise herausfordernden Betonung, wenn unter den Anerkennenden gar ein Künstler ist. Ich selbst habe nie zu malen gewagt, zeichnen kann ich erst, seitdem es der Expressionismus bedeutend erleichtert hat, aber ich werfe den Namen Oscar Bie so mit der Andeutung hin: Es lag ja nur an uns, ob wir lieber Künstler oder Kritiker werden wollten.

Ich entsinne mich noch mit Vergnügen, wie mein Freund Oscar zu malen begann. Das geschah vor einigen zwanzig Jahren zu Binz auf Rügen. Wir wohnten in einer der banalsten aller Hotelpensionen, zusammen mit vielen Sachsen, die ihr „Tepfchen Bier“ nie voll genug eingeschenkt bekamen. Aber es war ein besonders schöner Sommer, ein gleichmäßig trockenes warmes Luftbad, und zwischen den Mahlzeiten fanden wir schon unsre einsamen, von den geselligem Sachsen noch gemiedenen Wege. Eines Morgens ging Freund Oscar mit einem schönen neuen Pastellkasten aus, und eines Mittags kam er mit einem richtigen Bilde zurück, nicht eitel auf sein erstes Malwerk, das übrigens gar nicht wie ein Versuch aussah, aber augenscheinlich tief befriedigt von den Morgenstunden, die er irgendwo im Walde tätig genießend verbracht hatte. Ein Mann ist ein Kind; das Kind muß spielen, wichtig, zweckvoll, wie zwecklos das Ganze hinterher sein mag. Ich glaube, daß nicht nur das Malen unsem Freund entzückt hat, sondern vor allem die Einbildung, Maler zu sein, der unternehmende Abmarsch mit dem Pastellkasten, die Einstellung auf ein fröhlich Handwerk, von dem man sich immer, noch einbilden mag, daß Gott es besonders gern grüßt.

Zu Kleists 100. Todestag mußte ich vor der berliner Studentenschaft im Deutschen Theater die offizielle Rede halten. Der festliche Actus wurde mit einem Vorspiel auf dem Harmonium eingeleitet. „Wer spielt da so schön?“ fragte mich ein Bekannter. „Das ist wohl Herr...?“ – er nannte den Namen eines Virtuosen, der dieses oft greuliche Instrument nicht ohne Geschmack zu handhaben verstand. „Nein,“ sagte ich, „das ist unser Kollege Oscar Bie“, und ich ließ das so fallen, als ob das gar nichts Merkwürdiges sei. Ebenso gut hätte er den Vortag halten und ich Harmonium spielen können. Und dann Sägte ich noch: „Sie müßten ihn aber mal Klavier spielen hören.“ y» wie lange habe ich ihn nicht gehört! Schlechte Zeiten diese Zeiten! Wenn Oscar sich an den Flügel setzte, sah er wie d'Albert aus, nur noch nickender Kopf mit dem hängenden Nietzsche-Schnurrbart, ohne Körperlichkeit, ohne Knochenwide» stand, ganz auf die Tasten heruntergedrückt. Aber er spielt wohl mehr wie Moritz Rosenthal, sinnlich, aufregend, elektrisch bis zur Grenze des Anständigen. Ein Don Juan des Klavier ein produktiver Genußmensch. Ein Schlüpfender von unstiß barem Appetit; ein ganzes Jahr befriedigte er sich an Tristan ein andres an Hoffmanns Erzählungen oder der Fledermaus dann wohl an Mozart, dem er vielleicht bis heute Treue hält. Aber mindestens seit dem Kriege hab' ich ihn nicht mehr spielen hören.

Das mit dem Harmonium war ungefähr wie mit dem Pastell, kästen. Eines Tages war so ein Ding gekauft, die liebend würdige, immer so selbstverständlich sorgende Hausfrau versah uns mit Schnäpsen – es war, glaube ich, die Aera Knickebein – und Oscar setzte sich an das Harmonium, drückte auf die Tasten trat aufs Pedal, zupfte am Register, ließ uns ein paar geheimnisvolle Inschriften als Vox humana oder Vox celestis lesen und begann zu spielen, wie wenn er als Organist schon ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum auf dem Rücken und das Ehrenzeichen auf der Brust hätte. Don Juan auch des Harmoniums. Das Fauchende und Stöhnende aus hohler Lunge hatte er ihm bald abgewöhnt, das Kirchlich-Sakrale auf häusliche Intimität gestimmt, und nun begann er mit dem frech profanierten Instrument zu phantasieren. Reden wir nicht von seinen Transkriptionen oder von seinen selbständigen Kompositionen – wir Kritiker können ja das Alles auch –; aber er erfand sich, man denke: auf der Hausorgel, einen Walzer, den wir den Walzer an sich oder auch den Sündenwalzer nannten. Da wurde uns immer ganz anders oder mindestens etwas schwummerig: wenn es eine Musicä prohibita geben kann, so wäre es dieser Walzer gewesen, den man nicht tanzen konnte, den man sich mit Likör und Zigarette als feines Erotikon einflößen mußte. Die Frauen fanden das wohl auch. Eine, die eine Künstlerin und darum noch ein Kind war, sagte einmal: „Was muß

der Oscar sehen, wenn er so. spielt!“ Hoffentlich hat er es ihr nicht gesagt.

Oscar Bie schreibt, wie er musiziert. Er hat viele tausende Artikel hinter sich über alle Künste und Kulturangelegenheiten – über Literatur macht er nicht gern Literatur –, einige kleine Essay-Sammlungen und ein paar ganz dicke Bücher, Werke auch der Geduld, die ihre Wertbeständigkeit haben. Das Klavierbuch, das Tanzbuch, das Opernbuch. Sein erstes aber hieß: „Zwischen den Künsten“, und so könnten sie alle heißen; denn dieser Genußmensch wohnt genau im Zentrum, läßt sich Von allen Schönheiten kosen, von allen Reizen streicheln, die er sich bewußt macht, und die er uns bewußt macht. Mit einer, um seinen Lieblingsausdruck zu brauchen, unerhörten Kunst des Wortes. Ist Oscar Bie ein Kritiker? Eigentlich nicht. Dazu bejaht er zu gern, und er möchte keine Anregung verleugnen, die er zwischen den Künsten weiterspinnt, die er variiert und transponiert, indem alle Nerven zugleich spielen, alle Sinne zugleich empfangen und weiterzeugen. Es kommt ihm nicht darauf an, daß er recht hat, sondern daß der Augenblick recht hat den er noch einmal zu einem schöpferischen macht. Auf den Wortorganen phantasieren nannten das die Romantiker. Es gibt Keinen außer ihm, es gab Keinen seit E. T. A. Hoffmann, der das fast Unmögliche fertig brachte, musikalische Eindrücke in sprachliche Ausdrücke umzusetzen. Oscar Bie ist beneidenswert talentvoll, er Endet das Wort immer bereitwillig, das unter seiner weichen Hand nie die Spuren eines Druckes trägt. Wenn er – nicht einen Wasserhahn, sondern den eines Fasses mit süßem Wein aufmacht, dann fließt es, solange er will. Sein Faß ist immer voll.

Weil er so voll von sich ist, immer müßig und immer tätig, hat man ihn auch einen Träumer genannt. Sehr hübsche junge Frauen beklagen sich schon, daß er sie ganz übersehen habe, wenn er sich mit kurzen weichen Schritten die Tauentzien-Straße entlang wiegt, und wenn er dann, den Schirm auf dem Rücken, über den gefährlichen Platz an der Gedächtniskirche traumwandelt, daß sie beinahe Angst für ihn bekommen. Ich habe sie beruhigt: Oscar wird nicht überfahren werden; er hat den schützenden Instinkt des Träumers, er versteht sich auf das Ausweichen. Und Niemand kann behaupten, daß er die Welt nicht versteht, die immer zu ihm singt in viel mehr Sprachen als zu andern Leuten, und die ihm noch mit der andern stummen Sprache durch die Poren geht und in die Adern dringt Keinem Willenlosen, sondern einem Ordnenen, einem Verzauberten und einem Zauberer, dem alle Elemente der Natur und der Kultur zu einem Reigen antreten müssen mit schönem Beugen und Neigen. Johann Strauß konnte nicht tanzen; hätte er es gekonnt, wären seine Walzer nicht so absolut geworden. Unser Freund Oscar ist auch so ein innerlicher Tänzer, von dem größten Wunder – ich möchte sagen – heilig bewegt, das er für sich

gefunden hat, von dem Wunder des Rhythmus.

„Ich trete auf den Balkon, der das plötzliche tiefgelegene Bild einer hauptstädtischen Straße enthüllt. Wie in einer helllichtigen Stunde sehe ich nicht die einzelne Person und den einzelnen Wagen, ich sehe das rollende Band, das sich früh am Morgen anspinnt, das Band dieser tausend Freuden und Sorgen, das seinen grandiosen Rhythmus und seine wunderbare dynamische Kurve findet, bis es am Abend sich müde auf die Erde legt, ich sehe die Reime, die die Sonne und die Trachten bilden, der Regen und die Gangart der Passanten, und ein weites blinkendes Spiel von Kostümen, die auf und ab, ab und auf getragen werden, unermüdlich ihre Reize mit dem bewegten Körper neu erprobend, ein tägliches Wandeln von Kulturen, ein ewiges leises Niedersinken neuer Moden aus den obern Schichten in die niedern. Was ist es, das in der Schönheit dieser zeitlichen Harmonie mich so kost? Der Rausch eines innern Rhythmus kommt über mich, wie man ihn von jenen seltenen rhythmischen Tagen kennt, die mit ihrer geordneten, Folge von Erlebnissen, ihrem wohligen Gleichgewicht der Gespräche und Bekanntschaften dem Lebenskünstler in uns schmeicheln, der so gern sie alle in seiner Gewalt hätte. Die Ahnung ist mir aufgegangen, daß die Zeit auf uns nicht lastet, sondern daß wir sie leicht gemacht haben, indem wir, soweit es in unsrer Kraft stand, sie zu unsrer künstlerischen Erhebung nutzten. Wir Menschen haben die Zeit, alle Zeit in allen beweglichen Dingen, rhythmisiert“

Dieser Balkon, von dem der Lebenskünstler heruntersah, lag vier oder gar fünf Treppen hoch in der Potsdamer Straße' wo sie am wildesten lärmt. Ich könnte nun erzählen, was wir da für Abende verbracht haben, wie wir mit Flaschenbier in der ernsten Ibsen-Zeit anfangen, dann mit Knickebein zur Neuromantik übergangen und schließlich mit Porter und Sekt in die noch höhere Sphäre des Symbolismus gelangten. Aber das nachzugenießen, scheint mir heute nicht schicklich; ich müßte sonst auch von unsern Verlusten sprechen, von der immer noch undenkbaren Tatsache, daß unser Felix Poppenberg, Vorsitzender des Symposions, sich selbst aus einer Welt entfernt hat, in der es für ihn, wenn er einmal aufgestanden war, so viel zu tun gab, solange die Menschen sich weder zu benehmen noch gar zu kleiden verstanden. Hat er nicht unsre Aermel untersucht, ob wir immer noch die verbotenen Röllchen trugen? Wie haben wir damals die Welt – ein aesthetisches Schauspiel – so erfolgreich weiter gebracht, bis dahin, wo sie heute steht oder liegt! Aber es war eine schöne Zeit, Oscar zwischen den Künsten, zwischen allen Künsten, Felix mit

dem Kunstgewerbe bis zu den suggestiven Kravatten und Sportmützen, und ich mit etwas sozialpolitischer Verwahrung und etwas ergänzender berliner Derbheit. Differenzen gab es kaum, besonders seitdem die Röllchen endlich abgelegt waren; sie hätten auch nicht bestehen können, erstens weil wir sehr viel sprachen, zweitens doch fanden, daß das viele Sprechen keinen Zweck hätte, und weil letzters Oscar sich ans Klavier setzte, um uns wieder in Stummheit zu verzaubern. Was wir zu Likören und Zigaretten geredet haben, war trotz unsrer Skepsis vermutlich gar nicht so dumm, war vermutlich noch besser als Das, was wir schrieben. Aber der Jubilar, den Gott erhalte, hat mir, da ich mich als Kritiker schüchtern niederließ, einen Rat gegeben, den einzigen guten Rat, für den ich mich im Leben zu bedanken habe: Vor allem, nie vollständig sein!